

Schutzengel

Die Aktivisten der Peace Brigades International setzen ihr eigenes Leben ein, um andere zu retten. Das Porträt einer ebenso bescheidenen wie effektiven Organisation. *Von Holger Fröhlich*



MITGEHEN
Florian Zeidler und eine Mitarbeiterin der Organisation Afavit in Kolumbien. (foto: zeidler)



DA SEIN
Die guatemalteke Menschenrechtsaktivistin Eloyda Mejía und ein Begleiter. (foto: pbi)

Florian Zeidler ist Physiker und Informatiker aus Münster. Im Einsatz trägt der 30-Jährige weder schussichere Weste noch Helm. Noch nie wurde er mit dem Tod bedroht, auch nicht beleidigt. Wenn er ehrlich ist, hatte er in seinen acht Monaten im kolumbianischen Barrancabermeja noch nicht einmal richtig Angst. Dabei geht es durchaus um Leben und Tod. Zeidler ist eine lebendige Lebensversicherung, ein menschliches Schutzschild, die sich in ihrer Heimat für Menschenrechte einsetzen und deshalb bedroht sind.

Als Zeidler mit seiner Kollegin Richtung Hochland aufbricht, um die Ordensschwester Martize von der Organisation Afavit zu begleiten, passiert gar nichts. Es hätte auch ein Sonntagsausflug sein können. Das Grüppchen fährt mit dem Linienbus

– ein Vierteljahrhundert nach dem Blutvergießen – erhält Martize noch Morddrohungen wegen ihrer Arbeit. Ohne ihre Begleiter mit den weißen PBI-Hemden wäre sie womöglich nicht vom Ausflug heimgekehrt.

Zeidler ist kein besonders harter Typ. Dass er bei seinen Einsätzen selten Angst hat, liegt an der akribischen Vorarbeit seiner Organisation. „Zwei Drittel unserer Zeit vor Ort ist Büroarbeit“, sagt Alex Klüken, der Deutschlandkoordinator von Peace Brigades. Je besser die Reise geplant ist und je dichter das Alarmnetz, desto unspektakulärer wird ihr Verlauf sein.

Bevor also Zeidler und seine Kollegen ins kolumbianische Hochland aufbrechen, mussten sie einen Berg an Bürokratie bezwingen. Es galt, die Bedrohungslage einzuschätzen, sich mit lokalen Gruppen und internationalen Beobachtern auszutauschen, die Route festzulegen und den örtlichen Behörden mitzuteilen. Je mehr offizielle Stellen Bescheid wissen, desto sicherer ist die Reise. Außerdem beschleunigt das Okay eines Vorgesetzten die Diskussion mit den Soldaten am Checkpoint.

Was Florian Zeidler erlebt, ist unspektakulär, doch was er tut, bewirkt viel. Seine Präsenz allein schreckt Aggressoren ab und verhindert, dass auf der Heimfahrt von Trujillo verdächtige Fahrzeuge im Rückspiegel auftauchen oder bewaffnete Milizen die Straße sperren. Es ist allerdings nicht leicht, sich mit unsichtbaren Erfolgen in Szene zu setzen. Ein Grund, warum die Peace Brigades auch nach 34 Jahren neben Großorganisationen wie Amnesty International kaum wahrgenommen werden. Im Jahr 2013 konnten sie weltweit gerade einmal 2,6 Millionen Euro an Spenden und staatlichen Zuwendungen verbuchen, bei Amnesty waren es zur selben Zeit allein in Deutschland mehr als 17 Millionen.

Häufig hört Florian Zeidler von den Menschen, die er begleitet hat, dass sie ihm ihr Leben verdanken und ohne ihn wahrscheinlich schon tot wären. Wahrscheinlich – denn beweisen lässt sich das nicht. Doch manchmal wird ein Erfolg deutlich: So können sich die lokalen Aktivisten von Barrancabermeja, einem der drei PBI-

PEACE BRIGADES DIE SCHUTZTRUPPE

DIE IDEE

Peace Brigades International (PBI) ist eine 1981 gegründete und von den Vereinten Nationen anerkannte Organisation, die sich für Menschenrechte einsetzt, indem sie bedrohte Aktivisten mit jeweils zwei Mitarbeitern begleitet. Hinter ihnen steht ein internationales Alarmnetz, das für öffentliche Aufmerksamkeit sorgt und durch eine 24-Stunden-Hotline der Auslandsbüros aktiviert werden kann. Die Idee der Schutzbegleitung geht zurück auf Mahatma Gandhi, der 1922 als Reaktion auf die blutigen Unruhen in Mumbai ein Freiwilligen-Korps gründen wollte.

DIE REGELN

Anfrageprinzip: Die Organisation wird nur aktiv, wenn jemand um Schutz bittet.
Legalitätsprinzip: PBI achtet die Gesetze des jeweiligen Landes und schützt nur Organisationen, die die Gesetze ebenfalls achten.
Nichtparteinahme: Es gibt keine Einmischung in politische Angelegenheiten. Das sichert den Vermittlerstatus.
Konsensprinzip: Bei Einsätzen haben alle das gleiche Stimmrecht und treffen jede Entscheidung gemeinsam.

DIE EINSÄTZE

Zurzeit ist PBI mit gut 100 Auslandsfreiwilligen in Guatemala, Kolumbien, Mexiko, Honduras, Nepal, Indonesien und Kenia für rund 300 bedrohte Personen im Einsatz. Weitere knapp 300 Freiwillige kümmern sich in 13 Ländergruppen um Recherche- und Lobby-Arbeit. In den 34 Jahren seit Gründung der Organisation gab es keinen Todesfall und nur einen Übergriff: einen Anschlag auf das PBI-Büro in Guatemala in den frühen Achtzigerjahren.

DIE MITARBEITER

Die Hürden, für ein Auslandsjahr für PBI arbeiten zu dürfen, sind hoch. Voraussetzungen sind Belastbarkeit, kulturelle Sensibilität und fließende Kenntnis der Landessprache. Einen internen Bewerbungs- und Qualifizierungsprozess muss man erfolgreich durchlaufen. Manche Projekte lehnen 90 Prozent ihrer Bewerber im Lauf des Auswahlprozesses ab. Für Einsätze gibt es kein Gehalt, doch übernimmt PBI alle Spesen und zahlt ein Taschengeld. Infos: www.pbideutschland.de

Standorte in Kolumbien, heute weitgehend frei in der Stadt bewegen und müssen nur noch bei Ausflügen ins Umland begleitet werden. „Früher war das PBI-Büro der einzige Schutzraum für sie“, sagt Zeidler, „damals mussten sie bei jedem Einkauf begleitet werden.“ Dass es heute besser sei, hänge allerdings auch mit vielen anderen Faktoren zusammen.

Es sind eher bedachte Menschen, die sich für den Auslandsdienst bewerben. Obwohl es nach einem waghalsigen Unternehmen klingt, für ein Jahr in das Krisengebiet eines fremden Landes zu reisen, um bedrohte Menschen mit dem eigenen Leben zu schützen, werden keine Draufgänger gesucht, sondern Leute, die hinter den Prinzipien der Gewaltfreiheit und Unparteilichkeit stehen. Und die nicht hinterher Abenteuergerichten erzählen wollen. Je besser die Mission gelaufen ist, desto weniger gibt es über sie zu berichten. Es sind die stillen Helden, die die nächste Bewerbungsrunde erreichen. Stille Helden wie Zeidler.

Die Gründe für sein Engagement sind nüchtern: Er möchte seine Privilegien als deutscher Student zum Wohle anderer einsetzen. Sein Schluss: Menschenrechte sind der kleinste gemeinsame Nenner der Menschheit, sie gilt es als Erstes zu verteidigen. Seine Erfolge sind ein nicht entführter Dissident, eine nicht vergewaltigte Aktivistin, ein nicht zerstörtes Oppositionsbüro.

Was den Menschenrechtsaktivisten vor Ort fehle, sagt Deutschlandkoordinator Alex Klüken, sei kein deutscher Politikwissenschaftler mit klugen Ratschlägen, sondern der Raum für freie Meinungsäußerung. Keinem Land mangle es an couragierten Mitbürgern mit guten Ideen, nur lasse man sie mancherorts einfach nicht zu Wort kommen. Seine Mitstreiter sorgten dafür, dass sie offen sprechen können.

Bei jeder neuen Anfrage wird geprüft, ob die Peace Brigades hinter der Arbeit des Aktivisten stehen können. Partei ergreifen sie deshalb trotzdem nicht. Zwar sind die Freiwilligen mit dem weithin sichtbaren PBI-Emblem ständig zugegen, wenn demonstriert, blockiert oder protestiert wird – doch

stets nur beobachtend. Keine leichte Aufgabe, findet Heike Wendt. Die 73-jährige Ärztin ist Gründungsmitglied der deutschen Gruppe und war Ende der Achtzigerjahre als Freiwillige in Guatemala, dem ältesten PBI-Stützpunkt. Damals schützte sie einen 13-jährigen Bauernjungen, der die Mörder seines Vaters gesehen hatte und deshalb auf deren Todesliste stand. Wendt verbrachte viele Wochen mit der siebenköpfigen Familie. Jeden Tag erlebte sie die Repressionen, denen die Menschen ausgesetzt waren, und durfte sich doch nicht einmischen. Doch Unparteilichkeit und Gesetzestreue sind sehr wichtig. Als Auge der internationalen Gemeinschaft muss PBI unangreifbar bleiben. Viele Landesregierungen lauern nur auf den kleinsten Fehltritt, um die ungeliebten Aufpasser ausweisen zu können.

Das Konzept hat eine unvermeidliche Nebenwirkung: Wenn PBI einen

Zeidlers Erfolge sieht man nicht. Ein nicht entführter Dissident. Eine nicht vergewaltigte Aktivistin.

Aktivisten begleitet, dann führt das auch zu ungewollter Aufmerksamkeit. Sollte mancher im Staatsapparat ihn bislang noch nicht kennen, so ist dies jetzt garantiert. Jeder Einsatz muss daher gründlich abgewogen werden, denn er zieht mitunter eine jahrzehntelange Verantwortung für die zu Schützenden nach sich.

Heike Wendt hat ihr Einsatz damals bereichert: „In Guatemala habe ich erlebt, wie Menschen durchhalten können – das kannte ich vorher nur von Schwerstkranken.“ Einmal, als ihre eigenen Kinder am Telefon knapp 10.000 Kilometer entfernt über die Hausaufgaben klagten, fragte Wendt die elfjährige Tochter der Bauernfamilie, was für sie Freiheit sei. Das Kind antwortete: Wenn sie mich holen wollen, aber es nicht können. „Das vergesse ich nicht mehr“, sagt Wendt.

Längere Fassung ist im Magazin „brand eins“ erschienen

Draufgänger unerwünscht: Für Abenteuer- und Heldengeschichten taugen die Einsätze nicht.

nach Trujillo, einem kleinen Dorf im Westen Kolumbiens, schlendert durch den Park und schaut sich die vielen Denkmäler an. Am Abend steigen die Schwester und ihre beiden Begleiter aus Europa wieder in den Bus und fahren nach Hause.

Der Erfolg der Peace Brigades ist schwer messbar, denn er liegt im Nichteintreten von Tragödien. Wenn nichts passiert, haben sie alles richtig gemacht. In Trujillo hätte alles ganz anders sein können. Zwischen den Jahren 1988 und 1994 war das Dorf Schauplatz mehrerer Massaker, bei denen Hunderte Menschen verstümmelt, getötet und in den Cauca-Fluss geworfen wurden. Jedes Denkmal im Park gilt einem Toten. Schwester Martize und die anderen Afavit-Frauen, deren Männer und Söhne entführt wurden, setzen sich für das Andenken an die Gräueltaten und die Rechte der Hinterbliebenen ein. Selbst heute